

Das Lebenswerk.

Novelle von Nina Zeitner.

Bei einer Vereinsfestlichkeit hatte der Kanzleirat Eugen Dumke das Glück, dem großen Manne vorgestellt zu werden.

"Dumke — Dumke?" sagte dieser und schickte sich mit der Hand über die Stirne. "Sagen Sie mal, sind Sie etwa verwandt mit dem Dumke, der gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Einleitung in die Metaphysik der Sitten geschrieben hat?"

"Der Kanzleirat erwiderte und wurde verwirrt. Er hatte nie davon gehört.

"Ein ausgezeichnetes Buch." Das klang fast wie ein Vorwurf.

Glücklicherweise drängte sich eine Dame zwischen den großen Mann und den Kanzleirat und ersparte ihm eine Antwort. Er schickte vor Beschämung, als er an seinen Platz an der Festtafel zurückging.

Von da aus blickte er unangelegentlich und voll demüthiger Verehrung nach dem Ehrenplatz hinüber, wo der große Mann saß; sah der aber zufällig in seine Richtung, so wandte er schnell die Augen auf seinen Kellner.

Wie furchtbar ungeliebt er doch war! Was der große Mann wohl von ihm denken mochte? Er mußte der Sache nachgehen — natürlich.

Nach in der Nacht schrieb er einen langen Brief an seine Tante, das älteste ihm bekannte Mitglied des Geschlechtes der Dumke, die in einer kleinen Provinzialstadt irgendwo im Osten lebte.

Nach einer Woche erhielt er die Antwort.

Der Dumke, der etwas geschrieben hatte — was, konnte die Tante nicht angeben, aber soviel sie gehört hatte, sollten es ganz merkwürdige Bücher sein — war der Großvater ihres Mannes gewesen.

Der Kanzleirat war überglücklich, daß gleich die erste Nachforschung von so viel Erfolg gekrönt war. Aber nicht wollte er dem großen Manne davon Mitteilung machen? Er dachte lange vergeblich darüber nach.

Schließlich ließ er sich sogar dazu verheißeln, den Rat seiner Frau einzunehmen. Die war nüchtern und verschrämpt, wie die meisten Frauen. "rekrutiert" ich doch!" sagte sie. — "te hat-en!" Als ob man einem bereits Manne so einfach schreiben könne. Das war wieder einmal ein weiblicher Vorstoß. Aber etwas Besseres fiel ihm auch nicht ein.

Man mußte sich eben gebulden und es dem Zufall überlassen.

Der Kanzleirat begegnete dem großen Manne auf der Straße. Er sah ihn schon von weitem auf der anderen Seite, feuerte auf ihn zu, ja verlag sich in seiner Aufregung so weit, daß er ihm mit dem Regenschirm zuwinkte.

"Kanzleirat, Herr Geheimrat," rief er atemlos und blieb mit abseggeworfenem Hut vor ihm stehen.

Der große Mann sah ihn gänzlich verblüffelt an.

"Dumke," mochte der Kanzleirat schüchtern zu bemerken.

Nun kam langsam ein Strahl des Verstandes in die Augen des großen Mannes.

"Dumke — ach ja, Dumke," sagte er, "der Verfasser der Einleitung in die Metaphysik der Sitten?"

"Das ist ja sehr erquicklich. Man wird es mit dem Druck vergleichen müssen."

"Und ein unvollendetes Manuskript?"

"Besser, immer besser! Von was handelt es?"

"Es hat keinen Titel. Aber es kommt viel darin vor von Metaphysik."

"Aha, natürlich, das war einmal Dumkes Stempel." —

"Und sehr viele Briefe?"

"Von Angehörigen wahrscheinlich?"

"Doch nicht, Herr Geheimrat. Von einem Freunde, soviel ich beurteilen kann. Dem Jubilate nach muß er ein Kollege Joachim Albrecht Dumkes gewesen sein. Er unterschreibt sich selber nur immer Friedrich Heinrich, der Hauptname fehlt."

"Den müssen Sie herausbringen — den müssen Sie herausbringen! Gerade so! Ein Versteckspiel gibt oft ungeahnte Aufschlüsse über geistige Zusammenhänge."

"Meinen der Herr Geheimrat, daß ich versuchen sollte?"

"Unbedingt, lieber Herr Dumke, unbedingt!"

In diesem Augenblicke ertönte die Glocke des Vereinsvorsitzenden, und der Kanzleirat mußte sich zurückziehen.

Die Nachforschungen nach dem Freunde Joachim Albrecht Dumkes gestellten sich äußerst schwierig und zurückweisend. Aber der Kanzleirat hatte Glück. Es gelang ihm nach ungefähre halbjährigen, mühsamen Bemühungen in Bibliotheken, Landes- und Kreisbibliotheken herauszubringen, daß jener Freund kein anderer gewesen sein konnte, als Friedrich Heinrich Gründvogel, damaliger Leiter des Gymnasiums zu Hofstadt.

Seinen nächsten Urlaub benötigte der Kanzleirat natürlich, um nach Hofstadt zu reisen.

Seine Frau beruhigte er mit der Versicherung, daß er dort nur wenige Tage zu tun haben würde und dann unter allen Umständen mit ihr in den Ort fahren würde.

Leider kam es dazu nicht. Zwar hätte er wieder Glück und fand nicht nur einen direkten Nachkommen Gründvogels auf, sondern entdeckte auch bei ihm die an jenen gerichteten Originalbriefe seines Urgroßvaters, aber der Besitzer, ein etwas schrulliger Jurist, wollte sich von ihnen durchaus nicht trennen, und so war der Kanzleirat gezwungen, an Ort und Stelle abzuscheiden, eine Arbeit, die die gesamte Urlaubszeit ausfüllte.

Aber damit war nun auch etwas geleistet.

Dumke, der anfangs, die solchen wissenschaftlichen Beschäftigungen zugehörnde Ausdrucksweise zu beherrschen, sagte sich wohl Stolz, daß er einen höchst wichtigen Beitrag zur Geistesgeschichte der damaligen Zeit für die Nachwelt geteilt habe.

Dieses Mal schrieb er ohne weiteres dem großen Manne. Er erhielt auch schon nach überaus kurzer Zeit eine Antwort. Mit der Maschine geschrieben, aber eigenhändig unterschrieben.

Verheiratet Herr Dumke, lautete das Schreiben. "Ich danke Ihnen für Ihre Mitteilungen, die mein Interesse in hohem Maße erregt haben. Sie werden nun wohl daran gehen, die Biographie Ihres Urgroßvaters zu schreiben, und ich freue mich aufrichtig, Sie zu dieser schönen und pietätvollen Aufgabe anzuregen zu haben."

"Eine Lebensaufgabe," dachte der Kanzleirat. Und er war dem großen Manne im tiefsten Herzen dankbar.

"Jetzt heißt es arbeiten," sagte er zu seiner Frau, "aber bedenke, auch du gehörst zu den Dumkes. Wir werden unsterblich sein."

Auf Frau Dumke machte diese Versicherung nur wenig Eindruck. Sie glaubte vielleicht in echt weiblicher Kurzsichtigkeit nicht an die Unsterblichkeit. Aber wohl oder übel mußte sie sich zufrieden geben. Denn der Kanzleirat hatte, außerhalb seiner Amtsführung, für nichts auf der Welt noch Sinn als für die Biographie, er beschloß sich mit nichts anderem, ist doch von nichts anderem, träumte von nichts anderem.

Es wurde eine mühselige Arbeit. Viel mühseliger noch als es sich vorgebildet hatte. Da waren Einzelne klar zu legen, Beziehungen aufzudecken, Lebensdaten zu beschaffen; aber allmählich ertlangte er eine gewisse Lebung im Aufspüren, Nachfragen und Verfolgen auch der geringfügigsten Fingerzeige, und nach zwei Jahren konnte er mit dem hochgefühl innerer Befriedigung unter das bide Manuskript schreiben: Vollendet.

Tags darauf zog er den Frack an, setzte den Zylinder auf, nahm sein Revolver unter den Arm und begab sich zu dem großen Manne. Er hatte damit gerechnet, den Gang einige Male wiederholen zu müssen, aber er wurde gleich vorgelesen.

Der große Mann sah in all seiner Glorie an Schreibtische. Er handelte sich um, als Dumke eintrete, und fragte freundlich: "Womit kann ich Ihnen dienen?"

"Ich bin fertig, Herr Geheimrat."

"So, so." Ein misstrauischer Blick heftete sich auf das bide Paket, das der Kanzleirat mit beiden Händen vor sich hielt. "Womit fertig, wenn ich fragen darf?"

"Mit der Biographie, Herr Geheimrat, Joachim Albrecht Dumkes."

"Dumke — ach ja, Dumke. Der die Einleitung geschrieben hat in die 'Metaphysik der Sitten', nicht wahr?"

"Sie sehen, mein Gedächtnis trügt nicht. Ein glänzendes Buch, wenn man bedenkt, wann es verfaßt wurde. Und Sie, als Nachkomme, haben also seine Biographie geschrieben, das ist ja sehr erquicklich, höchst erquicklich!"

Der Kanzleirat trat einen Schritt näher. Seine Stimme war heller vor Aufregung. "Ich habe eine Bitte, Herr Geheimrat."

"Ann, das wäre?"

"Ihnen die Biographie — mein Lebenswerk — widmen zu dürfen."

"Aha!" Der große Mann machte ein nachdenkliches, beinahe bestimmtes Gesicht.

"Sie können sich denken, lieber Herr Dumke, daß beglückten Anstehen öfters an mich gestellt werden. Ich pflege im allgemeinen abzuweichen, denn setzen Sie — Sie begreifen — ich möchte nicht für etwel gehalten werden. Aber in Ihrem Falle — es ist ein Verdienst, jenen ehrenwürdigen Männer, auf deren Schultern wir alle stehen — ja, lieber Herr Dumke, darüber wollen wir uns doch seiner Tauschung hingeben — also, was ich sagen möchte — es ist ein Verdienst, jenen Männern zu ihrem Rechte zu verhelfen, damit auch unsere schwelbende Zeit erfahre — und so will ich denn die Widmung annehmen, mein lieber Herr Dumke —"

Als der Kanzleirat das Haus des großen Mannes verließ, fragte er

Und war so geküßelt, daß er sich die Augen trocken mußte.

"In solchen Augenblicken," sagte er zu Hause zu seiner Frau, "weiß man erst, wozu man lebt."

Jetzt galt es, einen Verleger zu finden. Der Kanzleirat hatte sich das leicht vorgestellt und erdacht, daß alle Verleger darauf brennen würden, die Biographie Joachim Albrecht Dumkes drucken zu dürfen.

Aber sie schienen durchaus nicht darauf zu brennen. Das Manuskript wanderte und wanderte, bis endlich einer der Herren den Kanzleirat zu sich beschied.

"Wiel zu machen ist ja mit solchen Büchern natürlich nicht," sagte er, "das Interesse dafür ist ein sehr beschränktes. Aber die Widmung wird immerhin eine gewisse Wirkung haben. Nur muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß die Druckkosten ziemlich hohe sind. Das Buch hat ja ungefähr fünfundsiebzig Seiten."

Der Kanzleirat erwiderte. Er hatte gehofft, daß er etwas bekommen würde und äußerte das auch zögernd. Aber der Verleger lachte gerade heraus.

"Wo denken Sie hin," sagte er. "Das ist doch keine Belletristik."

"Und wie hoch würde sich —?"

"Das kann ich nicht genau sagen. Etwas zweitausend Mark —"

Zweitausend Mark! Das war freilich viel Geld. Dreihundert Mark und nicht mehr hatten Dumkes trotz äußerster Sparsamkeit für die jährliche Urlaubsreise zurücklegen können, damit würde es nun nichts mehr sein für die nächsten sechs bis sieben Jahre. Aber endlich — für sein Lebenswerk mußte man Opfer bringen können, sonst war man überhaupt nicht wert und nicht besser als irgendeiner.

So schloß denn der Kanzleirat den Vertrag ab.

Frau Dumke sagte nichts, als sie es erfuhr. Sie sah ihren Mann nur auf merkwürdige Weise an. In ihren Augen lag etwas, das er noch nie darin gesehen hatte. Fast er war wie das. Es machte ihn allerdings bekümmert. Reizte ihn freilich auch, dieser Mangel an Verständnis für das Wichtigste und Eigenste.

Aber all das war vergessen, als er einige Monate später das erste Exemplar seines Wertes in Händen hielt. Er ließ es in schönes Leder einbinden und sandte es an den großen Mann.

Auf dessen Schreibtisch blieb es einige Zeit unbeachtet liegen; er erhielt täglich für viele Bücher aus der ganzen Welt zugehört.

Zufällig nahm er es einmal auf und las den Titel:

"Joachim Albrecht Dumke (1701—1768). Sein Leben und sein Werk, herausgegeben von seinem Urgroßvater Sebastian Dumke, königlicher Kanzleirat."

Auf dem zweiten Blatte fand er seinen eigenen Namen und darunter: "In tiefster Ehrfurcht und Dankbarkeit gewidmet."

"Dumke — richtig Dumke," dachte der große Mann und lächelte. "Meine Artregung ist also auf einen fruchtbareren Boden gefallen."

Er griff noch einem Briefbogen, um dem Verfasser zu danken.

Aber gelesen hat er in dem Buche nie eine Zeile.

Die Nase des Herrn u. Sokolitsch.

Humoreske von Noda Noda.

Der Wagen, der Herrn v. Sokolitsch von der Bahn geholt hat, hält vor dem Hause Marie, die Haushälterin, erscheint und nimmt dem Herrn, ehe der Diener noch das große Gepäck fortgetragen hat, den Schirm und das Taschentuch aus der Hand.

— Es ist wie verberst. Sonst ist sie doch immer so reich — so wüßhaftig. Just heute, da Herr v. Sokolitsch lospoltern möchte, um an einige Plätze die Formel anzuknüpfen: "Aber ich werde mich nicht lange lassen liegen —!" — ja! heute ist sie süß, wie aus Honig und Pfirsichen gebildet. Unabdingt das Wohl, das ihn erwartet — nei und reiñ das Hausleib — und sogar die Pfeife, die seit fünfzehn Jahren noch nie auf der richtigen Stelle gelegen, ist zum erstenmal ordentlich gestopft und bei der Hand.

"Zum Ausruhen!" rümt Herr v. Sokolitsch, als er alles so schön findet. Das geht ihm wider den Strich. Er möchte groß sein dürfen. Er ist nämlich — und sie weiß es noch nicht — er ist seit heute Bräutigam, und sie soll aus dem Hause.

"Was befehlen der gnädige Herr?" fragte Marie aufdringlich lebenswüßig.

"Ach nichts — ja — es ist zum Zerbrechen, aber folgen muß er ihm doch — das von der Heirat. Besser jetzt als später. Besser ein kurzer Tod als ein langes Siechtum. Sei's drum! Courage, Sokolitsch! — Und er sagt ihr's."

Herr v. Sokolitsch hält in traulicher Stunde eine kurze Rede an sich selber. "Sokolitsch," sagt er sich, "du bist ein Feil! Wozu hast du dich einen ganzen Tag mit der Sorge gekümmert, was deine Wittschafterin Marie Feuchtingerin zu deiner Verlobung sagen würde? Was es nicht von vornherein gewiß, daß dieselbige Wittschafterin die Nachricht als lange zu erwartendes Ereignis mit ruhmigen Gemüth und schuldiger Ehrfurcht vor der lobenswerten Entschloßung des Herrn... Doch, Sokolitsch — diesen Satz bringst du nicht zu Ende — beginne lieber einen neuen! Nun, da Marie sanft und wüßig geliebt ist, freue dich noch höher deines neuen Glückes. Freue dich, daß sie gutwillig auf die Rechte verzichtet, die sie, als du noch ledig warst, durch liebesvolle Fürsorge um — das Hauswesen erworben."

Sokolitsch, da bist zum zweitenmal ein Feil! Wie darfst du deine Kreise durch einen anonymen Brief führen lassen? Durch einen Brief noch dazu, der über deine Braut kein böses Wort sonst behaupten kann, der bloß... Aber freilich, das wäre schlimm genug. Wenn sie wirklich das entsetzliche Verlangen küßt, Rosen abzugeben...? Mein Gott, es klingt ja unmaßgeblich — aber was gibst nicht für Karren auf der Welt? In Bare war einer, der sah jahrelang aufrecht auf seinem Dachstuhl — er bildete sich ein, er habe einen Wittschafterin verschuldet. Die Geschichte mit den Rosen wieder — nein, das ist nicht möglich. Wo hat man je im Leben gehört, daß eine Frau fremden Leuten die Nase abgeben hätte? Es ist sicherlich eine Verleumdung. Lüge. Feige Lüge. So was liest man, aber glaubt es nicht und vergißt es. — Wenn dir deine Braut nun aber doch die Nase abbeißt?..."

Um diese Zeit, nämlich drei Tage nach ihrer Verlobung, erhielt Frau Witwe Käthe, die glückliche Braut, folgenden Brief:

"Gnädige Frau!

Mit innigem Aniel hat ein Freund Ihres Hauses die Kunde von Ihrer Verlobung mit Herrn v. Sokolitsch vernommen. Da haben sich gute Menschen zu einem Bunde vereinigt, und Gott möge sie segnen. Gnädige Frau — ich schreibe Ihnen anonym, aber ich meine es nicht weniger gut als viele andere, die sich mit Ihren Gratulationen lärmend vorbringen. Sie, Frau Käthe, Sie werde von einem Weib, verdienen nur von Sokolitsch hergeleitet zu werden. Denn herrlichen, lieblichen, herzerguten Manne. Doch eben, weil ich ihn so hochschätze, muß ich Ihnen ein Geheimnis verraten, gnädige Frau, das Sie zu sehen vielleicht noch nicht den Mut gefunden hat. Ich tu's nicht gern — allein, wenn Sie's jetzt erfahren, werden Sie lieber so darüber hinweggehen, — später könnte Ihnen der Mangel, besonders wenn Sie ihn selbst entdeden, unüberwindliche Schmerzen einflößen. Gnädige Frau — Sokolitsch hat eine fallende Nase. — Erschrecken Sie nicht! Niemand als er allein, einige vertraute Freunde, einige Ärzte und nun — Sie wissen um die Sache. Wenn nicht ein Zufall, ein Gedächtnis oder mein Brief Sie unterrichtet hätte, würden Sie jahrelang neben Ihrem Manne gelebt haben, ohne dahinter zu kommen. Es ist eine Nase von venezianischem Wachs — und so gelächelt, daß kein Auge die Täuschung bemerken kann. Nehmen Sie sich nicht zu Herzen. Gedächtnis Sie

an den Gedanken, und Sie werden ihn ertücklich finden. Besser ein Mann mit einer solchen Nase, als einer mit einem solchen Herzen. Ihr Freund N. N."

Abwärts einer Postanweisung, die auf zehn Kronen lautet und nach Wien adressiert ist. — Name des Absenders: Marie Feuchtingerin. — Raum für Mitteilungen: "Lieber Käthe ich dank Dir, die dir weiß so ganz gut wie Du sie geschrieben hast. Bitte Grüße von Deiner Tante Feuchtingerin da hast zehn Kronen für mich."

Sokolitsch sitzt im Zimmer bei Frau Käthe.

Er: "Wir werden sehr glücklich sein — nicht wahr? Morgens, wenn du noch schlummeerst, reize ich schon auf's Feld, besetze da und table dort — — sehe nach dem und jenem. Mittags erwartet mich mein Frauchen — dann essen wir zusammen. O, es wird prächtig —! (Weiß Gott — sie hat eine eigene Art, meine Nase anzusehen)"

Sie: "Ja, es wird prächtig, nicht wahr? Dann essen wir zusammen. Natürlich keine Lieblingsgerichte und kein von der Küche. Du hast doch eine Laube? Dort sitzen wir — sitzen — und küssen uns — Küsse mich, Geliebter — küsse mich!" (Sie nähert sich seinem Gesichte.)

Er (misstrauisch, weicht ein wenig zurück, schüt dann fest an, küßt sie rasch und küßt sie gelinde fort.)

Sie (für sich): "Es ist ja eine Torheit, ein Unsinn. Aber er hat tatsächlich eine eigentliche Art zu küssen. So, als wäre seine Nase wirklich von Wachs und er fürchtete, sie zu zerbröckeln." (Laut): "Was hast du gesagt?"

Er (stirrt sie): "Ja? Habe ich etwas gesagt? Hast du nicht eben von einer Laube gesprochen?"

Sie: "Richtig. In der Laube. Nachmittags, da fährst du wohl aufs Feld — wie?"

Er: "Ja, aber abends, liebe Käthe (Merkwürdig, dieser Blick von ihr. Und immer auf meine Nase.) — Abends, liebe Käthe, abends — (Was sie nur hat!)"

Sie (für sich): "Ich muß das nachkommen. Wenn er auch keine Nachweise hat — denn das gibst nicht — irgendwas ist da los, was aufgefahrt werden muß."

Er (fährt unsicher fort): "Abends gehören wir ganz uns. Dann nehmen wir unser Nachtmahl — (Sonderbare Frau!) — Ich rauche eine Pfeife, du stichst etwas, vielst Klavier — (Sehr merkwürdige Frau!) — O, das wird schon! Ruhe, Ruhe brauche ich und eine leichte, geistige Anregung. Du glaubst nicht — (Was hat sie nur?) — Du glaubst nicht, wie ich mich nach Ruhe —"

Sie (lächelt verlegen, steht auf und sagt furchsam): "Wittel! Ach, bitte, Liebster — zürne mir nicht — es ist ja ein tonisches Verlangen — misstrauisch mich nicht — sei nicht böse! Erlaubst du, bitte, daß ich ein wenig — deine Nase anspitze?"

Er (springt auf, wirft den Stuhl zurück und hält abwidrig die Hände vor. Bleich, mit weit aufgerissenen Augen stiert er sie an und stöhnt): "Also wirklich!"

Drei Monate später heiratete Herr v. Sokolitsch die Marie Feuchtingerin.

— Die verspätete Wurst. Passagier (aus dem Wartesaal an den Fahrkartenschalter tretend): "Da läuft der Zug schon ein und ich habe eben diese Wurst gekauft — könnte ich die nicht gegen eine Fahrkarte nach Ritzhausen umtauschen?"

— Beste Empfehlung. — Gatte: "Diese Jose nimmt Du? Die hat doch so miserable Zeugnisse!"

Gattin: "Nun ja, aber das schlechteste hat sie von meiner Freundin, der Kanzleirat, das werde ich über die jetzt alles hören können?"

— Erklärung. Vater, was ist denn ein Autodidakt?"

Dummer Wad, daß wird halt immer sein, der wo a Chausseurhup durchmacht."

— Die Zeitung. Jbea Rationale in Rom vernimmt, daß die Banca Italiana Disconto den Balazzo Chigini um 4 Millionen erworben hat. Der Palast, der bisher Sitz der österreichischen Gesandtschaft am Quirinal war, wird nun Sitz der Zentraldirektion der Bank.

— Bezeichnend ausgesprochen. — Mutter: "Nun, daß Du Deinen Gatten schon unter dem Pantoffel?"

Junge Cheiron: "Rein, wir fürchten noch eine unentschiedene Ehe."

— In der Zeitungserpedition. — Alte Jungfer: "Dieses Heiratsgeschick wollen Sie, falls nicht Wiederruf erfolgt, in achtzigsten Zwischenpausen sechsmal aufnehmen — die Mitgift ist jedesmal um fünf Tausender zu erhöhen!"

— Der als Schmuggler bekannte David Steger von Bolzens (Lichtenstein), verunglückte bei Elberg bei einer Schmugglerfahrt über den Rhein und ertrank. Seine Gattin wurde von der schweizerischen Grenzschutz aufgegriffen.

— Mißverständnisse. Russischer Oberst (zu einem Soldaten, der eine Riste zum Aufhängen des Säbels trägt): "Wo hast Du denn den Säbel her. Her, woher, woher?"

Zu Bechtel! Herr Oberst haben doch selbst gesagt, wir wollen zumbedeutend wieder zurückkommen."

Humanes Werk.

Dänisches Rotes Kreuz vermittelt zum Behen Kriegsgefangener.

Aus Berlin wurde unlängst über eine legendäre Vermittlungsarbeit des Dänischen Rotes Kreuzes berichtet: Die russische Regierung beschloß seit geraumer Zeit viele Tausende von Kriegsgefangenen an dem Bau der Murmanseisenbahn auf der Kola-Halbinsel. Die traurigen Umständen, unter denen die dort befindlichen Kriegsgefangenen zu leben hatten und an deren Wirkung zahllose Opfer erlagen, sind der Öffentlichkeit bekannt. Die deutsche Heeresverwaltung sah sich, nachdem die erbobenen Proteste keine Besserung zu erzielen vermochten, gezwungen, als Vergeltung 1000 russische Offiziere in Mannschiffstagen überzuführen und sie dort einer besonders strengen Behandlung zu unterziehen. Die russische Regierung antwortete hierauf mit der Maßregel, daß am 15. November förmliche Kriegsgefangenen deutschen Offiziere in Rußland gleichfalls in Mannschiffstagen gelegt und der gleichen Behandlung, wie diese russischen Offiziere in Deutschland unterworfen wurden.

Nun ist es, nach ehe die deutsche Regierung zu einer weiteren Verschärfung und Ausdehnung der von ihr beschlossenen Gegenmaßregel kam, der hohenzbergigen Vermittlung der Präsidien des schwedischen und dänischen Rotes Kreuzes, Ihren königlichen Hoheiten Prinzen Karl von Schweden und Prinzen Waldemar von Dänemark, gelungen, eine Einigung herbeizuführen. Nach einer Mitteilung des Jaren wird vom 1. Januar an kein Kriegsgefangener mehr in den Geleiten der Murmanbahn auf der Kola-Halbinsel sich befinden. Gleichzeitig ließ der Zar den Befehl ergehen, daß mit den Verzeigungsmassnahmen gegenüber den deutschen Offizieren aufzuhören sei. Andererseits ordnete der deutsche Kaiser an, daß sogleich die 1000 russischen Offiziere in Offiziersgefangenenlagern zurückgebracht und wieder in vollen Umfang als Offiziere behandelt werden.

Den hohen Präsidenten des schwedischen und dänischen Rotes Kreuzes gebührt der volle Dank des deutschen Volkes, daß durch ihre Vermittlung Zustände beseitigt wurden, die die ersten Folgen für die Kriegsgefangenen der beiden Länder hätten herbeiführen können.

Originelle Nazja. In einer der letzten Nächte übertrafen, so schreibt man der "Züricher Post", die Genfer Polizeikommissionäre Albert und Scherl mit ihrem Personal morgens um 3 Uhr das Hotel Terminus, von dem schon geraume Zeit das Gerücht ging, daß dort schwer geliebt werde. Die Ankunft der Polizeibeamten brachte die Herrschaften, die jetzt an den Spielplätzen saßen, an denen es um beträchtliche Einsätze ging, in große Befürzung. Die meisten wollten, ihr Geld zusammenraffen, fliehen, wurden daran aber von den etwa zwanzig Polizisten, welche die Kommissariate begleiteten, gebindert. Das auf den Spielplätzen liegende Geld wurde beschlagnahmt und die Mitglieder des "Cercle Terminus", etwa 30 an der Zahl, wurden aufs Kommissariat geführt, wo man ihre Identität feststellte. Die meisten gehörten der "alten Gesellschaft" an und nur einige verdächtige Elemente wurden näher befragt.

Dieser polizeiliche Besuch mitten in der Nacht, berichtet der "Genevois", entsetzte nicht einen pilloresken Seite. Kommissar Albert, der das Attribut seines Amtes, den Stab, in der Hand hielt, sprach beim Betreten des Saales die beachtenden Worte: "Hände hoch!", Einde der Spieler, die den harmlosen Stab für eine Waffe hielten, beschämten in ihrer Furcht wie durch Vergauberung. Unangesehen gläubte man, sie seien durch einen geschickten Ausstieg in der Wand entflohen, doch bald fand man sie zusammengekauert unter einem Tisch...

Außer dem Geld der Spieler wurden sämtliche Einrichtungen der Spielstätte konfiszirt. Es scheint, daß das "Zinilus" ausgebeizet ging. In den wenigen Abgängen, seitdem es erstickt, sollen die Gewinne, die es erzielte, das ganze Vermögen von hunderttausend Franken ausmachen. Man spielte hoch und einige Parteien vereinigten auf dem einzigen Tisch mehrere tausend Franken. Einmal riskierte und verlor ein Spieler 7000 Franken auf einen Schlag. Die Spieler, die prächtig wurden, waren Pöler, Bolalai und das Essenbagnspiel.

Im Zusammenhang mit dieser Mitteilung steht eine Aufschrift, die die Genfer "Suisse" veröffentlicht. "Sehr geehrter Herr Redakteur," schreibt die Witwe Kubob, die Wittschafterin des Hotel "Terminus", "mit Gegenwärtigen beehre ich mich, Sie davon in Kenntnis zu setzen, daß mein Hotel seit dem 21. Januar 1915 an die feindliche Kolonne vermiethet ist und daß das Haus durch Herrn Djordjevitich geführt wird. Seit dem gegenwärtigen Tage haben die Herren in den Salons des Hotels immer gespielt. Damit mein Haus nicht für höhere Zeiten diskreditirt wird, bitte ich Sie, diese Mitteilung zu veröffentlichen."